Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 16. 1899.

Jessie's Vormund.

Roman von **Hans v. Heldrungen.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Sie werden," fuhr Finding fort, „eingedenk der Thatsache, daß man für ein halbes Pfund bequem nach Westhampton-Court fahren kann und auch wieder zurück, meinen, das sei viel; wenn Sie aber bedenken, wie hoch ein Londoner Rechtsanwalt seine Zeit anrechnen muß, und was ich speziell in Westhampton-Court erreicht habe, so werden Sie zwanzig Pfund nicht zu viel finden."

„Hm — gut, gut. Weiter," entgegnete Jefferson.

„Mit dem von Ihrer Nichte ausgestellten Gesuch begab ich mich sofort auf das Vormundschaftsgericht. Was das für eine komplizirte Einrichtung ist, werden Sie schon bald sehr genau erfahren. Weil man mich indessen als den Mann der Ordnung und der Gesetzmäßigkeit kennt, so habe ich auch dort viele Freunde, welche mir denn auch bald dieses Schreiben hier für Sie aushändigten. Bitte es zu eröffnen und zu lesen."

Damit übergab Finding seinem Besuch mit einer feierlichen Verbeugung und steifen Formlichkeit, wie er sie sehr liebte, ein Amtsschreiben, das Jefferson sofort erbrach und las. Es war eine einfache Anfrage der Behörde, ob Mr. Simon Jefferson gegen die Ernennung zum Vormund seiner Nichte etwas Stichhaltiges einzuwenden habe.

Während er las, fuhr Finding langsam und lauernd fort: „Da ich das Gesuch von Miß Jessie Jefferson in Person überbrachte, so konnte es nicht fehlen, daß man mich für den Vertreter dieser Dame hielt. Ob Ihrem Vertreter die Sache so leicht gefallen wäre, möchte ich bezweifeln."

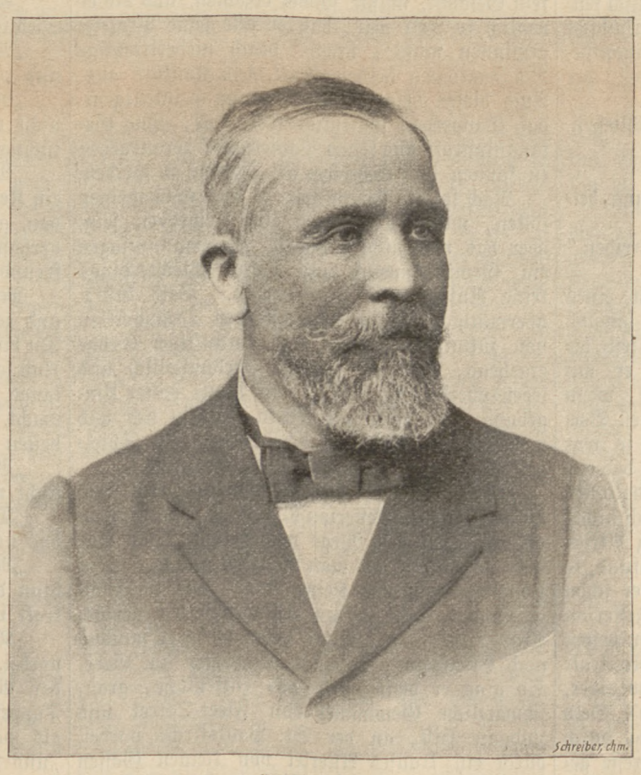
„Gut, gut, ausgezeichnet."

„Ich habe für meine Bemühungen in dieser Sache Summa Summarum fünfzig Pfund liquidirt —"

„Fünfzig Pfund!"

„— was, wie ich hoffe, zu dem erreichten Resultat in einem passenden Verhältniß steht. Sie haben nur noch zu erklären, daß Sie gegen die Ernennung zum Vormund Ihrer Nichte, die Sie ja wie Ihr eigenes Kind lieben, und für die Ihnen keine Verantwortung zu groß, keine Sorge und Arbeit zu viel ist, nichts einzuwenden haben, und Sie sind thatsächlich ihr Vormund. Sie haben sich dann um nichts mehr zu kümmern. Das Uebrige besorge ich."

Fünfzig Pfund! Finding war ohne Zweifel als Advokat ein unschätzbares Juwel, der wie nie Jemand in den verschlungensten, schlauesten Schlangengängen um die Gesetze herum ging, um sein Ziel zu erreichen, aber eine solche Liquidation war Jefferson noch nicht vorgekommen. Indessen tröstete er sich bei dem Gedanken, daß der Erfolg der Bemühungen Finding's ein durchaus erwünschter war und — schließlich nicht er, sondern seine Nichte die Liquidation zu bezahlen hatte.



Emile Loubet,
der neue Präsident der französischen Republik. (S. 123)

„Gut, gut, mein sehr theurer Sir," sagte Jefferson endlich wieder, nicht ohne eine leichte Ironie, „und nun geben Sie mir Papier und Feder. Ich will die Antwort jetzt gleich aufsetzen."

„O, o, mein theuerster Sir, wie können Sie glauben, daß ich meine Klienten in solcher Weise bemühe! Die Antwort ist schon fertig. Sie haben nur zu unterschreiben."

Dann öffnete Finding rasch die Thür und rief hinaus: „Tapperday!"

„Mr. Finding?" fragte dieser zurück.

„Haben Sie die Eingabe an das Vormundschaftsgericht noch nicht fertig?"

„Sie ist fertig, Mr. Finding."

„So geben Sie sie her!"

Tapperday machte ein Gesicht, als wenn er lieber zum Fenster hinausgesprungen wäre, als dieser Aufforderung zu gehorchen. Aber er mußte. Es galt die fünf Pfund, die Kitty brauchte. Er konnte nicht anders.

Simon Jefferson überlas flüchtig, was Tapperday aufgesetzt hatte. Dann unterschrieb er es und gab es dem Rechtsanwalt.

„Wer ist das?" fragte er leise und deutete auf den Schreiber, der soeben wieder hinausging.

„O, nichts," erwiederte Finding gleichgiltig und schloß die Thür wieder, „ein Schreiber!"

„Er gefällt mir nicht."

„Er gefällt Niemand. Ich habe ihn hier, damit ich ihn unter den Fingern halte und weiß, daß er keine Dummheiten macht. Wenn ich ihn fortschicke, riskire ich, daß er die Bolzen, die ein Anderer macht, auf mich abschießt."

„Wie heißt er?"

„Tapperday, William Tapperday. Er war früher vermögend."

„Er hat eine Schwester, die Kitty heißt?" fragte Jefferson rasch.

„Ja. Kennen Sie sie?"

„Nein, aber Hugh. Ich habe ihm natürlich gesagt, daß das Dummheiten seien und — das scheint mir der Bursche da übel genommen zu haben."

„Das hat nichts zu sagen. Aber, um wieder auf Ihren liebenswürdigen, geistreichen Sohn zu kommen, Sir, er liebt natürlich seine Base sehr?"

„Sehr, sehr."

„Selbstverständlich. Warum sollte denn das nicht der Fall sein? Es ist also der Fall. Infolgedessen würde es ihm — ich meine natürlich

Ihren Herrn Sohn — unangenehm sein, wenn in den Rhedereiaktien seiner Base eine Baisse eintritt?"

In welchem Zusammenhang die angebliche Liebenswürdigkeit Hugh's mit den Rhedereiaktien seiner Base stand, ging aus den Worten des Advokaten allerdings nicht hervor, noch weniger, was die ganze Sache ihn, den Mr. James Finding, anging. Was kümmerte es ihn, ob die Aktien so oder so standen? Er hatte ja keine. Wer aber den Blick sah, diesen steifen, kalten, durchdringenden Geierblick, mit dem Finding seine Worte begleitete, der begriff, daß der Advokat Aktien haben wollte, und zwar so billig wie möglich und so viel wie möglich.

Auch Jefferson begriff das, selbst wenn nicht schon früher zwischen ihnen von der Sache die Rede gewesen wäre.

„Mr. Finding," sagte er, „lassen Sie uns offen und ehrlich sein. Meinen Sie, ich wolle Sie übervortheilen? Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie dieselben Aktien, die jetzt mit hundertundfünfzig notirt werden, mit hundert oder gar neunzig kaufen können, ehe ein Jahr vergeht. Gut, ich liefere sie Ihnen. Ich halte Wort, auch wenn Hugh meine Nichte heirathet."

„Auch dann? Sie sind dann nicht mehr Vormund, sondern Ihr Sohn würde das Bestimmungsrecht über die Aktien haben."

„Auch dann. Ja, gerade besonders dann, denn dann werde ich Hugh schon zu bestimmen wissen, daß er den Handel mit Ihnen annimmt. Nur müßten Sie sich Ihrerseits verpflichten, die Heirath mit allen Mitteln zu betreiben und, einmal im Besitz der Aktien, für meinen Sohn zu stimmen, wenn der neue Direktor gewählt wird. Für diese Hilfe wird Ihnen Hugh gern die Vortheile der Konjunktur zuwenden."

„Das glaube ich wohl. Wenn Hugh Direktor ist, kann er den kleinen Ausfall leicht wieder einbringen. Aber Sie wissen, Sir, ich bin ein Mann der Ordnung und der Gesetzmäßigkeit, und ich würde Ihnen deshalb vorschlagen, die einzelnen Punkte der Abmachung kontraktlich festzulegen. Ein Kontrakt ist eine wunderhübsche Einrichtung und vermeidet alle Mißverständnisse, Vergeßlichkeiten und sonstigen Mängel der menschlichen Fähigkeiten."

„Ich bin bereit, den Kontrakt zu schließen, Mr. Finding."

„Und Hugh?"

„Ich übernehme es, seine Zustimmung beizubringen."

„Das genügt nicht. Er muß unterschreiben."

„Er wird unterschreiben."

„Gut," antwortete Finding und schaute einen Augenblick nachdenklich zum Fenster hinaus. Wenn es ihm gelang, so dachte er, in feste bestimmte Paragraphen zu legen, was er mit Jefferson in halben Worten ausgemacht, wenn er sich den billigen Kauf und den theuren Verkauf der Rhedereiaktien sichern konnte, so war dies für ihn eine schöne Sache, weil er dadurch die langweiligen, oft kontrolirten Liquidationen für seine Rechtshilfe umging, die ja doch nichts Rechtes einbrachten. Wenn er zwanzig Aktien kaufte und verdiente an jeder fünfzig Pfund, so war das ein kleines Vermögen, wofür er schon einmal ein Uebriges thun konnte. Jefferson wieder sagte sich, daß Finding einer der besten Advokaten der City sei, der mit dem Kontrakt nicht zu theuer bezahlt sein würde, um so weniger, als es sich ja dabei nicht um Jefferson's Geld handelte. Wenn der Rechtsanwalt einmal durch den Kontrakt an sein und Hugh's Interesse gebunden wäre, so würde er sicher auch Alles thun, um eben dieses Interesse zu fördern, weil es auch gleichzeitig das seinige wäre.

Das Resultat dieses beiderseitigen Nachdenkens war denn nach einiger Zeit ein Kontrakt, der, die eigentliche Triebfeder ihres Handelns verschleiernd, die ganze Angelegenheit wie ein regelrechtes Geschäft darstellte. Dadurch wurde seine Rechtsgiltigkeit gesichert, indem er den harmlosen Anschein eines gewöhnlichen Handelsvertrags, eines kaufmännischen Abkommens erhielt. Rechtsanwalt Finding hatte dabei an Alles gedacht. Stückzahl, Lieferzeit, Abnahme, Preis war angegeben, Jefferson wieder hatte sich dadurch gesichert, daß er den Abnahmetermin von der Hochzeit seines Sohnes abhängig machte, kurz, Alles war erwähnt, nur Diejenige, um deren Geld und Herz es sich dabei zunächst handelte, hatte man zu erwähnen nicht der Mühe werth gehalten.

„Der Einfachheit halber," wie sich Finding ausdrückte, wurden aber diesmal die erforderlichen Kopien nicht von den Schreibern hergestellt, sondern der Advokat selbst unterzog sich dieser Mühe, während Jefferson sich für die Unterschriften verbürgte.

4.

William Tapperday war in verschiedener Hinsicht ein wunderlicher Mann. Von Hause aus, wie man zu sagen pflegt, „ein guter Kerl", das heißt mit jener Allerweltsgutmüthigkeit begabt, die nur zu leicht das Opfer von Gaunern und Schlauköpfen wird, hatte er im Interessenkampf des Lebens, im Kampf um's Dasein entschieden Fiasko gemacht und das nicht unbeträchtliche Erbe seiner Väter verloren. Wie das zugegangen war, wußte er sehr wohl. Er war in Prozesse verwickelt worden, die ursprünglich geringfügiger Natur waren. Er hatte Jemand einen Spitzbuben genannt, der einer war. Aber der Andere hatte sich das nicht gefallen lassen wollen, und Tapperday war dabei James Finding, einem der schlauesten Advokaten von London und Umgegend, in die Hände gefallen. Dieser hatte mit der ihm eigenen Spitzfindigkeit sein natürliches Rechtsgefühl zu einer hartköpfigen, unvernünftigen Streitlust entwickelt, wozu sich das Naturell Tapperday's sehr gut eignete. Das war einige Jahre gegangen. Er vernachlässigte sein Geschäft, mußte schwer bezahlen, und als er endlich so weit war, daß er alle seine Prozesse gewinnen mußte, brach, durch niederträchtige Machinationen herbeigeführt, sein Konkurs aus. Auch diesen besorgte Mr. Finding so intelligent, daß Tapperday schließlich froh war, ohne Gefängnißstrafe aus seiner Papierfabrik herausgehen zu können und Schreiber bei Finding zu werden.

Nach solchen Erlebnissen, so hätte man meinen sollen, müßte Tapperday klug geworden sein, aber das war nicht der Fall. Er war sozusagen ein Gemüthsmensch und hatte schlechterdings keine Anlage zum Klugwerden. Bald lustig, übermüthig, sich in phantastischen Träumereien von zukünftigem Glück und zukünftiger Größe ergehend, bald tief traurig, melancholisch und lebensüberdrüssig, war er eine Beute seiner Umgebung. Er hatte gar keinen Halt in sich und war, wie ein Kork auf dem Meere, ein Spielball äußerlicher Eindrücke und Ereignisse.

Eines Abends, mehrere Wochen nach dem Besuche Simon Jefferson's, kam er vom Bureau und war auf dem Wege nach Hause. Das war nicht so einfach, als man vielleicht glaubt. Sein Heimweg war eine kleine Reise, wie sie selbst in London nicht zu den Alltäglichkeiten gehört. Aber Tapperday benützte dabei weder Omnibus noch Eisenbahn — seiner Schwester zu Liebe. So ging er denn durch das entsetzliche, grauschwärzliche Gewimmel von Fleet-Street und Ludgate-Hill, an der St. Paulskirche vorbei, durch ein krauses Allerlei von kleinen Gassen und Gäßchen nach Cornhill, Leadenhall-Street und hinaus nach Whitechapel-Road, wo er in einem Hinterhause wohnte, dessen Zimmer wochenweise vermiethet wurden. In dem um einen Hof errichteten Gebäude wohnten etwa vierhundert Menschen. Luft und Licht waren dort selten. Gewöhnlich lag der Hof feucht und neblig da. Aber man wohnte dort billig, und das war für Tapperday die Hauptsache. Mit fünf Pfund monatlich kann man in London keine großen Sprünge machen, und so begnügten sich Miß Tapperday und ihr Bruder mit einem Zimmer im Whitel-Court, so hieß das Haus, wofür wöchentlich zwei Schillinge und sechs Pence bezahlt werden mußten.

Als Tapperday an jenem Abend seine Heimreise unternahm, passirte ihm, als er nach Cornhill hinauf kam, eine merkwürdige Geschichte. Er sah plötzlich in dem Straßengetriebe einen Mann laufen, der ihn lebhaft in Aufregung versetzte. Mit Gefahr seines Lebens rannte er dem Mann zwischen Omnibus, Droschken und Tramwagen hindurch nach, wobei er immer schrie: „He, Bob! Bob, bist Du's oder bist Du es nicht? Bob, Bob, zum Henker, willst Du wohl warten? Hörst Du, Bob?"

Und Bob schien es wirklich zu sein, denn der Mann blieb, als er den Rufer endlich durch den Straßenlärm hindurch hörte, stehen, um auf Tapperday zu warten.

Er war ein Mann von etwa dreißig oder zweiunddreißig Jahren, sah sehr wohlgenährt und roth im Gesicht aus und war offenbar ein Landwirth aus der Provinz, der nur besuchsweise in London war. Als er den Schreiber erkannte, verzogen sich seine Züge zu einem gemüthlichen, breiten Lachen, und als Tapperday endlich pustend näher kam, streckte er ihm freundlich beide Hände entgegen.

„Will, guten Tag, Will!" sagte der von Tapperday Angerufene. „Das Donnerwetter! Das nenne ich einen Zufall. Mitten unter fünf Millionen Menschen in London gerade Dich zu treffen, Will! Guten Tag, altes Haus! Wie geht's?"

„Bist Du's, Bob?" schrie Tapperday noch immer wie toll. „Ja, wahrhaftig, der Bob ist da, ist in London. Alter Junge, was machen die Leute in Tewkesbury? Und was macht Deine Mutter, Bob? Was macht Mrs. Dryful?"

„Alt, Will, alt. Ist nun auch schon in die Siebzig."

„Aber noch frisch, he, Bob? Noch gesund und rüstig?"

„Na ja, wie man's nimmt. Sie will sich's nicht merken lassen, aber alt ist doch alt. Eine tüchtige Hilfe thät ihr Noth."

„Mußt heirathen, Bob! Den Teufel auch, ein Kerl wie Du muß heirathen," lärmte Tapperday, ganz aufgeregt vor Freude über das unverhoffte Zusammentreffen mit seinem Jugendfreund.

Mr. Dryful steckte die Hände in die Taschen und zog die Schultern hoch. „Heirathen? Will, Du bist verrückt," sagte er endlich, „ich heirathen? Und jetzt? Dazu sind die Zeiten jetzt nicht. Solange ihr Stadtleute mir solche Kopfschmerzen macht, mich aus der Pacht jagt und solche Dummheiten macht, ist von Heirathen keine Rede."

„Wie, Bob? Aus der Pacht jagt? Bist Du nicht mehr auf Mr. Jefferson's Gut Pächter?"

„Dann wäre ich nicht in London, wenn ich das noch wäre, Will. Begreifst Du das?"

„Nein, Bob, das begreife ich nicht. Wie kann das so rasch gehen? Hast Du keinen Kontrakt mit Jefferson?"

„Kontrakt hin, Kontrakt her, die Pacht ist vorbei. Hör zu! Vor etwa drei Wochen kam der Advokat Finding nach Tewkesbury" — Tapperday machte eine fürchterliche Bewegung, als wolle er augenblicklich Jemand ermorden — „und stellte sich als Abgesandter der Vormundschaft von Miß Jefferson, der jetzigen Besitzerin von Southerland-House, vor. Er sagte mir, daß er den Auftrag habe, einen neuen Kontrakt mit mir abzuschließen, und zeigte mir den Kontrakt. Ich sage Dir, Will, der stärkste Mann von Alt-England kann einen solchen Kontrakt nicht eingehen, wie dieser war."

„Ha!“ stöhnte Tapperday.

„Will, Du weißt es, Jefferson war mir immer ein guter, ein nobler Herr. Niemals war ich mit ihm in Differenzen. Er wußte wohl, was er an mir hatte, Will. Zweiundzwanzig Acker Sumpf- und Haideland habe ich ihm drainirt, und jetzt wachsen Rüben drauf, gute Rüben, wie in ganz London keine besseren aufzutreiben sind, und es hat Jefferson keinen Penny gekostet. Und nun der Kontrakt. Er war einfach himmelschreiend. Ich berief mich auf meinen alten Kontrakt. Finding aber zuckte die Schultern. „Neuer Besitzer, neuer Kontrakt,“ sagte er. Da stand ich da wie Robinson unter den Kannibalen, und meiner alten Mutter flossen die Thränen aus den Augen. Ich sagte dem Advokaten, ich wolle mit Miß Jefferson selbst reden. — Nun paß auf, Will, damit Du weißt, was ein Advokat ist!“

„Ich weiß es, ich weiß es!“ stöhnte Tapperday wieder, als wenn er unschuldig zum Tode verurtheilt worden wäre.

„Nichts weißt Du, Will, höre nur zu,“ fuhr Dryful, immer heftiger und eifriger werdend, fort. „Ich habe selbstverständlich dagegen nicht das Geringste einzuwenden,“ sagte Finding zu mir, „und würde Ihnen sogar rathen, sich persönlich an die Dame zu wenden. Ich aber, mein sehr ehrenwerther Mr. Dryful, bin hier nur Beauftragter, Geschäftsmann. Mir ist es um nichts Anderes zu thun, als daß mein Auftrag so oder so ausgeführt wird, und ich meine Spesen bekomme.“

Dryful machte die bedächtige, gelehrte und steife Sprechweise des Advokaten so gut nach, daß Tapperday in eine fürchterliche Aufregung gerieth und um sich herum schlug, als ob er Finding in Person gegenübergestanden hätte.

„Das leuchtete mir ein,“ fuhr Dryful fort, „und ich sagte das Finding, worauf dieser meinte: „Damit ich aber meiner Spesen nicht verlustig gehe und Niemand daran zweifeln kann, daß ich wirklich in Tewkesbury war und meinen Auftrag ausgerichtet habe, haben Sie wohl die Güte und bescheinigen mir, daß Sie mit mir persönlich verhandelt haben und sich bis auf Weiteres weigern, meinen Auftrag zu erfüllen, den Kontrakt zu unterschreiben.“ Einen Schein, der das besagte, hatte er schon fix und fertig in der Tasche, und ich unterschrieb ihn, nur um momentan den schleichenden Federfuchser wieder los zu werden. Nun höre, Will, was weiter geschah. Zwei Tage darauf kommt ein Bursche zu mir auf den Hof und sagt zu mir, er sei David Riggs, ein Neffe des Advokaten Finding, und er sei der neue Pächter.“

Tapperday konnte vor Aufregung keinen Schritt weiter gehen und starrte seinem Jugendfreund in's Gesicht.

„Dabei zieht er seinen Handschuh aus — ich bitte Dich, Will, ein neuer Pächter mit Glacéhandschuhen — und zeigt mir den neuen Kontrakt, den er mit der Vormundschaft von Miß Jefferson abgeschlossen hat. Notabene! Das war nicht der Kontrakt, der mir gezeigt worden war, sondern das war ein Kontrakt, wie ihn etwa der Vater mit seinem Sohn oder der Onkel mit seinem Erbneffen macht — —“

„Schufte, Schufte!“ schimpfte Tapperday und spie entsetzlich heftig und oft aus.

„Was soll ich nun thun, Will?“

„Du mußt Dich mit dem alten Finding boxen, Bob. Du bist der Mann dazu. Du mußt ihm zwei oder drei Rippen durchstoßen.“

Bob schüttelte langsam den Kopf. „So geht's nicht, Will. So geht's nicht.“

„So geht's nicht, Bob? Du bist ein starker Mann. Nur Muth. Es geht.“

„Nein. Wir müssen es anders machen.“

„Anders? Dann gibt's nur noch einen Rath.“

„Und der wäre?“

„Wir trinken zunächst ein Glas zusammen.“

„Das geht,“ bestätigte Dryful, und die Beiden traten in eine Schänke, die an der Ecke einer kleinen Seitenstraße und des Whitechapel-Road stand, wo sie ihren Kummer und ihren Zorn in einem kleinen Gläschen Shrub — einer Art Punsch — zu ersäufen dachten.

In der Begeisterung, die sich dadurch bei dem etwas leicht erregbaren Tapperday einstellte, sagte er zu seinem großen Freund: „Du mußt heute bei mir essen.“

Jener meinte dagegen: „Oder Du mit mir.“

„Unsinn, Bob, komm nur. Morgen gehst Du nach Westhampton-Court zu Miß Jessie. Heute ist es ja doch schon zu spät. Komm, Bob. Wir müssen gehen. Kitty wartet.“

Die beiden Freunde traten wieder auf die Straße, und Tapperday wand und schlängelte sich mit einer Behendigkeit und Geschicklichkeit durch das gerade jetzt herrschende entsetzliche Gewühl und Getümmel, daß ihm sein Freund, der mehr an die von weiten grünen Wiesen umsäumten Landstraßen der Provinz gewöhnt war, kaum zu folgen vermochte.

Omnibus, Cabs, Herrschaftswagen, Tramwagen, Bäcker-, Fleischer-, Bier- und andere Geschäftswagen, Fußgänger, theils mit großen oder kleinen Packeten, Ausschreier, Vertreter von allerhand Kleinhandel lärmten, stießen und drängten durcheinander, wogten hin und her wie ein wildes Meer, so daß es dem biederen Pächter aus Tewkesbury angst und bange wurde. Waren denn die Leute in London alle verrückt? fragte er sich, indem er nur mit Mühe hinter Tapperday her keuchte. Wo kamen denn diese Fluthen von Menschen her, die sich hier Stunde auf Stunde, Tag für Tag, Jahr auf Jahr auf diese Straßen ergossen? Was hatten sie Alle vor? Wohin wollten sie denn? . . . Welch' ein großartiges Theater die Welt ist! dachte Bob Dryful, und welche riesigen Massenscenen das Straßenleben von London bietet! —

Endlich bog Tapperday in den Whitel-Court ein. Der Whitel-Court sah eigentlich aus wie ein großes Gefängniß, nur schmutziger, vernachlässigter, ohne Aufsicht. Außer dem Einkassirer der Miethe, der an jedem Sonnabend Abend kam, um die fälligen Beträge zu holen, oder es doch versuchte, sie zu holen, wurde im Whitel-Court nie eine Respektsperson gesehen. Wenn man bedenkt, daß fast vierhundert Menschen ihn bewohnten, so kann man sich ungefähr denken, wie das aussah und was da Alles zu sehen war. Dryful erschrak, als er den Whitel-Court erblickte, und bedauerte die Leute, die hier wohnen mußten, weil ihnen die große Weltstadt wohl Nahrung, aber keine bessere Wohnung bot.

„Komm, Bob, komm,“ ermuthigte ihn sein Führer. Er sah von all' dem Elend nichts, denn er hatte sich in den drei Jahren seines hiesigen Aufenthalts daran gewöhnt, daran gewöhnen müssen. Dryful dagegen, der an die weiten, luftigen Wohnräume von Tewkesbury gewöhnt war, an die würzige, reine Waldluft, an die grüne Pracht des Landes, und dem feuchter Dunst und Gestank den Athem versetzte, verwünschte in diesem Augenblick alle Großstädte der Welt.

Endlich sah er, wie Tapperday vor einer Thür im dritten Stock stehen blieb und mit allen Zeichen lebhafter Aufregung horchte. Was hatte er? Warum trat er nicht ein? Dryful trat herzu. Die Thür war nur angelehnt, nicht geschlossen.

„Gehen Sie, Hugh,“ hörte Dryful drinnen eine bekümmerte, aber glockenreine, weiche Stimme sagen, „gehen Sie. Ich will zu vergessen suchen, was Sie mir gesagt haben, und verlange von Ihnen weiter nichts, als daß Sie nie wieder den Fuß über diese Schwelle setzen.“

„Kitty, thue mir den einzigen Gefallen,“ sagte jetzt eine Männerstimme, „und weine nicht. Es ist nicht meine Schuld, sondern die Schuld der Welt, daß wir voneinander getrennt werden. Mein Vater hat mir gesagt, er sei ruinirt, wenn ich nicht meine Base Jessie heirathete. Du weißt doch, was das heißt, Kitty, und wirst begreifen, daß ich so handeln muß, wie ich handle. Wie sehr mir das Herz dabei blutet —“

„Gehen Sie, Hugh, ich bitte Sie,“ sagte die andere Stimme wieder. „Thun Sie, was Sie nicht lassen können, retten Sie Ihren Vater, retten Sie sich, indem Sie Ihre Base heirathen und — — verlassen Sie mich. Möge nie der Tag kommen, Hugh, an welchem das, was Sie die Schuld der Welt nennen, sich als Ihre Schuld erweist und Sie in's Unglück stürzt, möge nie — —“

Kitty brach hier in ein Schluchzen aus, und die männliche Stimme fuhr bittender, dringlicher und ängstlicher fort: „Kitty, Kitty, weine nicht! Du brichst mir das Herz mit Deinen Thränen. Kann ich meinem Vater gegenübertreten, wie ich es wünschte? Darf ich es? Er ist alt, meine Mutter ist an ein vornehmes Leben gewöhnt, was soll aus uns werden, wenn ich thue, was Du wünschest?“

„Ich wünsche nichts, Hugh, sondern ich verlange nur, daß Sie mich verlassen.“

„Kitty, bei meiner Seele, ich will mich lieber tödten, als Dich erzürnen, aber ich darf nicht. Ich will gehen, Kitty, und Dich nie, nie wiedersehen, wenn — — wenn Du es wünschest, aber Du sollst nicht an mich denken als an einen Verräther, an einen Lügner, an einen Spekulanten, sondern Du sollst an mich denken als an einen armen Unglücklichen, den das Getriebe der Welt erfaßt hat und in eine Strömung hineinzwängt, der er nicht widerstehen kann. Ich sehe die grüne Insel des Glücks, Kitty, aber ich kann nicht zu ihr gelangen. Der Strom treibt mich mit Gewalt an ihr vorüber — in's Meer hinaus — wer weiß, wohin?“

Der Punsch wirkte bei Tapperday in bedenklicher Weise nach. Er achtete nicht auf die flehende Stimme des jungen Mannes, auf die herzbewegenden Worte und stürmte jetzt hastig und zornig in's Zimmer. Bob folgte.

„Ha, ich dachte es,“ polterte er mit Gesten, als ob er einen Ochsen schlachten wolle, „er ist es. Weißt Du, wer es ist, Bob? Es ist Hugh Jefferson, es ist der Sohn des Onkels, des Vormunds. Willst Du die Güte haben, ihn die Treppe hinabzuwerfen?“

Bob sah zuerst auf Kitty. Er sah in ein bleiches, liebliches Unschuldsgesicht mit rührend großen Augen, die ihn hilflos, bittend, wie echte Kinderaugen ansahen. Dann sah er, wie ihre Lippen sich bewegten, als ob sie etwas zu sagen gehabt hätte. Es waren außerordentlich zierliche, feingeschnittene, schmale Lippen, und dahinter waren die weißesten, regelmäßigsten Zähnchen von ganz England — wie Bob meinte. Und als ihr Bruder solchen Lärm machte, richtete sie die großen Märchenaugen erschrocken auf diesen, ihre Hände streckten sich ihm beschwichtigend entgegen, und aus den feinen, rosigen Lippen kam es leise und ängstlich heraus: „Will, Will!“

(Fortsetzung folgt.)

Emile Loubet,
der neue Präsident der französischen Republik.

(Mit Porträt auf Seite 121.)

Der Nachfolger Faure's in der Präsidentschaft der französischen Republik, der bisherige Senatspräsident Emile Loubet, dessen Porträt unsere Leser auf S. 121 finden, ist am 31. Dezember 1838 zu Marsanne im Departement Drôme geboren. Von Hause aus Advokat, ging er zur Provinzialverwaltung über, wurde Bürgermeister von Montélimar und 1876 Abgeordneter seines Heimathskreises. In der Kammer gesellte sich Loubet den gemäßigten Republikanern bei; seit 1885 gehört er dem Senat an. 1887 wurde er Minister der öffentlichen Arbeiten im Kabinet

Tirard, das aber schon am 30. Mai 1888 zurücktrat. Im Februar 1892 stellte ihn das Vertrauen des Präsidenten Carnot, mit dem er sehr befreundet war, an die Spitze der Regierung. Aus Anlaß der Panamaaffaire nahm Loubet im November 1892 seine Entlassung; im neuen Ministerium Ribot übernahm er das Ministerium des Innern, das er aber bereits im Januar 1893 wieder niederlegte. Dann trat er mehrere Jahre in der Oeffentlichkeit wenig hervor, bis ihn der Senat 1896 an Stelle Challemel-Lacour's zu seinem Präsidenten wählte.

Der Hof des Heidelberger Schlosses.

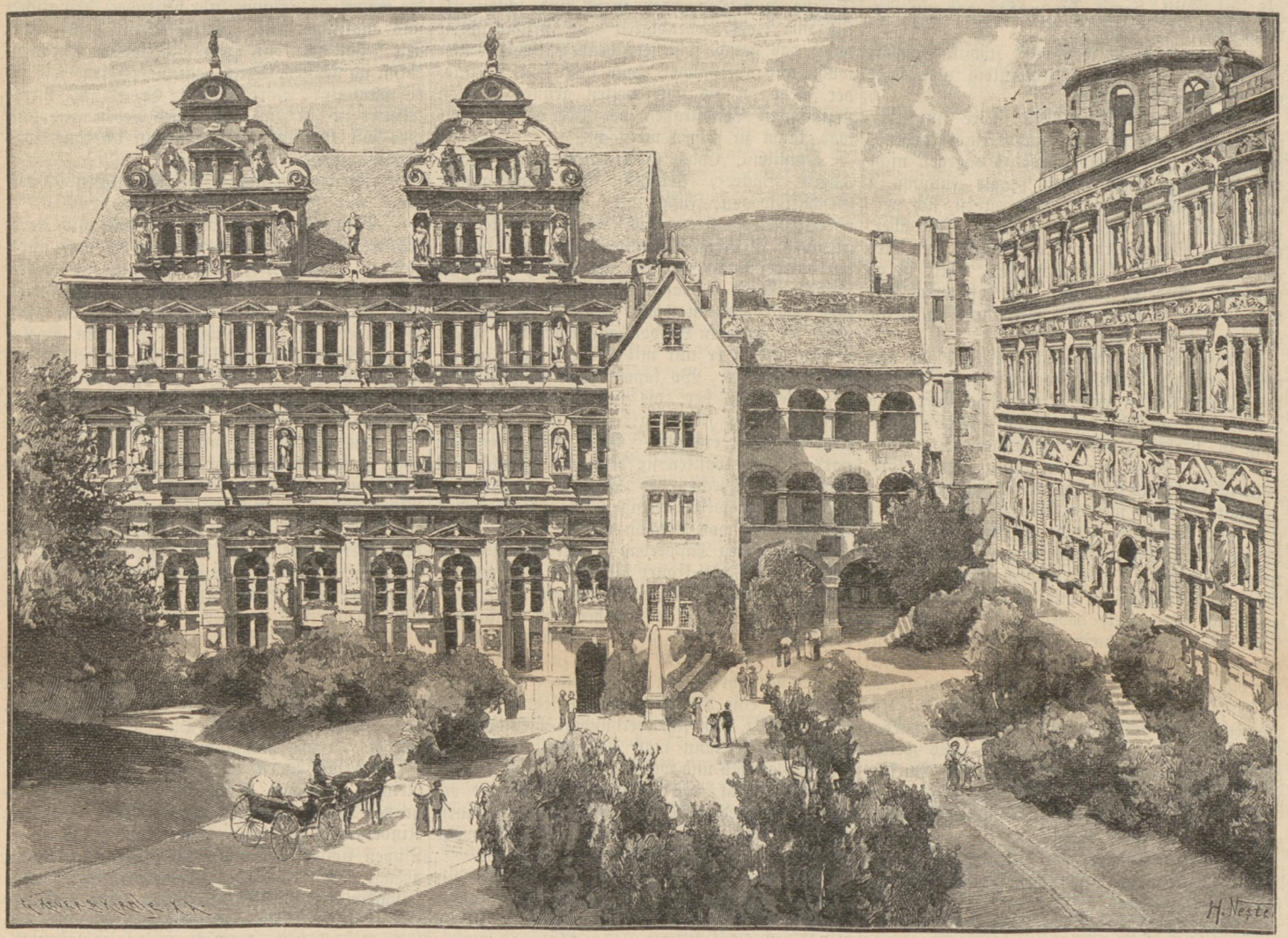
(Mit Bild.)

Wenn man durch das äußere Burgthor und die Anlagen in den untenstehend dargestellten Hof des während dreier Jahrhunderte (1295—1610) erbauten Heidelberger Schlosses tritt, so liegen links die auf unserer Ansicht nicht sichtbaren ältesten Bauten, geradeaus und rechts die auf dem Bilde veranschaulichten jüngeren aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die Bauten linker Hand sind der Ruprechtsbau mit dem alten Rittersaale, der Alte Bau und die Alte Kapelle. Geradeaus sieht man den besterhaltenen Theil des Schlosses, den Friedrichsbau, einen prächtigen Renaissancebau mit reicher dekorativer Ausstattung. Das Gebäude ist neu gedeckt, enthält im unteren Theil die Neue Kapelle und im dritten Stock die Städtische Kunst- und Alterthümersammlung. Die architektonische Perle des ganzen Schlosses aber ist der rechts liegende Otto-Heinrichsbau, ein Muster edler und phantasiereicher Frührenaissance, leider jedoch bis auf die Umfassungsmauern zerstört seit jenem 18. Mai 1693, an dem das herrliche Schloß durch die französischen Horden zur traurigen Ruine gemacht wurde.

Frühlingsblumenmarkt auf dem Altmarkt zu Dresden.

(Mit Bild auf Seite 125.)

Das eigentliche Centrum der inneren Altstadt von Dresden ist der Altmarkt in unmittelbarer Nähe der Kreuzkirche. Bei den gewöhnlichen Wochenmärkten erhebt sich das seit 1880 dort stehende schöne Siegesdenkmal aus einem Gewirr prosaischer Krambuden und Marktstände, allein bei dem vielbesuchten Frühlingsblumenmarkt ist es von einem wahren Blumenhain umgeben. Die poetische und malerische Wirkung des Letzteren wird, wie unser Bild auf S. 125 erkennen läßt, allerdings etwas beeinträchtigt durch die über den



Der Hof des Heidelberger Schlosses.

verschiedenen Verkaufsständen aufgespannten Riesenschirme, zum Schutz der empfindlichen Floraskinder gegen die mitunter schon recht heißen Sonnenstrahlen. Wahrhaft erstaunlich ist die Menge von Blumen, die auf diesen Markt gebracht und zum großen Theile auch verkauft wird. Neben den eigentlichen Frühlingsblumen in Töpfen und als Sträuße sind auch Palmen und andere in Treibhäusern gezogene Pflanzen und Blumen in reicher Auswahl vertreten.

Unter falscher Flagge.

Erzählung von **A. J. Mordtmann.**

(Nachdruck verboten.)

Die lange und umfangreiche Schwurgerichtsverhandlung war zu Ende, der Vertheidiger hatte mit Beredsamkeit und großem Scharfsinn gesprochen, und der Eindruck seiner Ausführungen, sowie der gewinnenden Persönlichkeit der Angeklagten war mächtiger gewesen als der vom Staatsanwalt geführte Indizienbeweis. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete auf „Nichtschuldig", und der Vorsitzende des Gerichtshofes verkündigte die Freisprechung.

Zum ersten Male erhob die Angeklagte ihr bleiches Antlitz. Ihr Vertheidiger reichte ihr die Hand.

„Darf ich gleich gehen?" fragte sie leise.

„Gewiß, Sie sind frei; soll ich Ihnen einen Wagen besorgen?"

„Wenn Sie so gut sein wollen. Nach dem Bahnhof."

Beide verließen den Gerichtssaal. Neugierige Blicke musterten die Gestalt Paula Wentorf's, die eben von der Anklage des Giftmordes, begangen an dem Freiherrn v. Theding, freigesprochen worden war; aber in keinem der Blicke verrieth sich die Ueberzeugung, daß die Freigesprochene unschuldig sei oder sein könne; sie fühlte, daß das Urtheil des Gerichts nicht die Last von ihr fortnehme, die drückender als die Untersuchungshaft auf ihr geruht: den schweren Argwohn eines schimpflichen Verbrechens.

Einmal während der Verhandlung hatte es in ihrem Antlitz freudig aufgeleuchtet, als unter den Zeugen Kurt Sebald erschienen war, der Neffe des Verstorbenen, ihr heimlicher Verlobter. Wohl mußte er aussagen, was gegen sie sprach, aber gewiß würde er dabei so beredt seine Ueberzeugung von ihrer Unschuld aussprechen, daß es die Geschworenen rühren, daß es die böse Meinung der Welt über sie umändern mußte. So meinte Paula. Aber Kurt gab kurz und klar seine Zeugenaussagen ab, eisig kalt klangen seine Worte, und mit keiner Silbe verrieth er, daß er nicht an die Schuld der Geliebten glauben könne.

Da war es wie ein dunkler Schleier vor ihren Augen herabgesunken, und sie hatte von den späteren Verhandlungen nichts mehr gehört. Selbst die Frage des Vorsitzenden nach Beendi-

Frühlingsblumenmarkt auf dem Altmarkt zu Dresden. (S. 124)

gung der Anklagerede, ob sie noch etwas zu bemerken habe, hatte sie nur mit einem theilnahmlosen Kopfschütteln beantwortet — es war ihr jetzt Alles einerlei. —

Es war spät am Abend, denn die Verhandlungen hatten den ganzen Tag in Anspruch genommen. Paula war in der Damenabtheilung allein, und sie war dessen froh. Rasselnd stürmte der Eilzug nach dem Norden über weite, einsame Gefilde, an lodernden Hochöfen, stillen westphälischen Bauernhöfen und zahllosen Stationen mit ihren weißen, grünen und rothen Lichtern vorbei. Aber Paula sah, obwohl sie nicht schlief, von alledem nichts — ihre Gedanken weilten bei den sonnigen und trüben Tagen der Vergangenheit.

War es wirklich erst zwei Jahre her, seit sie, die Tochter eines in bedrängten Verhältnissen verstorbenen pensionirten Majors, eine Zuflucht im Hause Theding's gefunden hatte? Ja, es waren wirklich seitdem erst zwei Jahre verflossen; aber wie viel der Freude und des Leides bargen sie für Paula!

Freiherr v. Theding, ein alter Junggeselle, hatte keine anderen Verwandten als zwei Neffen, deren einer, Kurt Sebald, der Sohn seiner Lieblingsschwester, in seinem Hause wohnte. Philipp Deveroux, der Sohn einer anderen Schwester aus ihrer Ehe mit einem Engländer, hatte keine Sympathien bei dem alten Herrn, während Kurt Alles bei ihm vermochte, auch als alleiniger Erbe in seinem Testament bezeichnet war.

Der alte Herr v. Theding hätte die Möglichkeit wohl voraussehen müssen, daß Kurt und Paula Neigung zu einander faßten, aber dennoch erfüllte es ihn mit grimmiger Wuth, als dies wirklich geschah. Kurt wurde gerufen und ihm bedeutet, wenn er nicht jedem Gedanken an Paula entsage, müsse er das Haus verlassen und werde enterbt werden. Kurt trat mannhaft für seine Liebe ein, keiner der beiden harten Köpfe wollte nachgeben, und das Ende war, daß Kurt sein Bündel schnüren und das Schloß verlassen mußte.

Paula blieb. Sie hatte kein anderes Heim, und sie hoffte doch noch auf eine Sinnesänderung Theding's. Die Anklage behauptete freilich, sie habe schlimme Pläne im Auge gehabt, und fand eine Bestätigung dieses Verdachts in dem heimlichen Briefwechsel, den Paula mit Kurt trotz des ausdrücklichen Verbotes Theding's unterhielt. Auf diesem Wege erfuhr Kurt, daß sein Vetter Philipp Deveroux in Thedinghausen angekommen sei und allmälig die Abneigung des alten Herrn überwunden habe. Das frühere Testament wurde durch ein anderes ersetzt, worin der junge Deveroux an Kurt's Stelle trat. Damals hatte der um seine Hoffnungen betrogene junge Mann der Geliebten geschrieben, er wolle sein Glück in Australien versuchen, um entweder ein Vermögen oder den Tod zu finden.

Es war ein unseliger Moment gewesen, als Paula diesen Brief mit einem Schreiben beantwortete, worin sie ihn bat, doch nur wenige Zeit noch auszuharren, da sich demnächst Alles zum Besseren wenden müsse. Unter den Beweisstücken der Anklage spielte dieser Brief eine verhängnißvolle Rolle; denn wie konnte man ihn deuten, da zwei Tage nach seiner Absendung Herr v. Theding Morgens früh todt gefunden wurde — todt durch Vergiftung, wie die gerichtsärztliche Untersuchung feststellte? Das Testament, das Philipp Deveroux zum Erben einsetzte, war verschwunden; ein halbverbranntes Bruchstück davon fand sich allerdings im Kamin vor, da aber gerade der wichtigste Theil, die Unterschrift, fehlte, so war das noch vorhandene ältere Testament zu Gunsten Kurt's in Kraft geblieben. Paula erschien durch alle diese Umstände schwer belastet; das Schlimmste war aber die von Philipp behauptete Thatsache, sie habe in der verhängnißvollen Nacht ganz allein bei dem leicht erkrankten Theding gewacht. Das war für ihre Verhaftung ausschlaggebend gewesen.

Was sie zu ihrer Entschuldigung vorbrachte, fand nirgends Glauben. Theding, so erzählte sie, habe ihr im Vertrauen gesagt, er würde für Deveroux nie die Zuneigung gewinnen können, die er für Kurt gehabt habe; er werde das zu Gunsten Philipp's gemachte Testament wieder vernichten und ein anderes aufsetzen lassen, das beiden Neffen gleichen Antheil gebe. Darum hatte sie den verdächtigen Brief an Kurt geschrieben. Am Abend vor seinem Tode habe der Freiherr sie das erwähnte Testament heraussuchen, an einer Wachskerze entzünden und in den Kamin werfen lassen.

Sie war nun freigesprochen, aber Niemand glaubte an ihre Unschuld, und ein schwerer Seufzer entrang sich ihren Lippen. Nicht einmal Kurt glaubte an sie. Wäre er angeklagt gewesen, wie freudig würde sie sich vor aller Welt zur Ueberzeugung von seiner Unschuld bekannt haben! — —

Der Eilzug fuhr in die kleine Station Schlehorst ein; nur wenige Reisende stiegen ein, ein junges rothwangiges Mädchen kam in den Wagen zu Paula. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, fragte das Mädchen schüchtern, ob die Mitreisende wisse, wie lange man bis Münster zu fahren habe, dort werde sie erwartet. Paula konnte ihrer Reisegefährtin nichts darüber sagen, aber diese war durch das kurze Gespräch mittheilsamer geworden, und Paula entriß sich ihren trüben Gedanken und antwortete hier und da mit einigen freundlichen Bemerkungen.

Marie Tewes war eine Waise wie Paula und hatte lange als Gesellschafterin bei einer Dame in Schlehorst gedient; nun aber hatte eine alte Tante, die sie niemals gesehen hatte, sich ihrer erinnert und sie zu sich gerufen; diese Tante, Frau Barbara Tewes, war Beschließerin auf einem Schlosse in der Nähe von Münster; alt und gebrechlich geworden, hatte sie sich nach einer jüngeren Beihilfe umgesehen, da war ihr die Tochter des lange verstorbenen und vergessenen Bruders eingefallen, und sie hatte ihr geschrieben. Nach einer halben Stunde war Paula mit allen Lebensumständen ihrer Reisegefährtin bekannt.

Paula bemerkte, daß Marie Tewes leicht gekleidet war und fröstelte; sie hatte Mitleid mit dem harmlosen Mädchen, das gleich ihr einer ungewissen Zukunft entgegen fuhr; sie selbst war warm gekleidet und bot daher ihrer neuen Bekannten das pelzbesetzte Jackett an, um sich zu erwärmen. Nach einigem Widerstreben willigte Marie ein und zog unter vielen Dankesworten das Jackett an.

Der Zug brauste mit unverminderter Geschwindigkeit durch die dunkle Nacht dahin, plötzlich aber ertönte grell und schreckenerregend das Nothsignal. Die Bremsen kreischten, die Wagen polterten und stießen, und dann erfolgte ein furchtbarer Krach; Paula fühlte sich gegen die Vorderwand der Abtheilung geschleudert und verlor das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, war es Abend, und die purpurne Röthe des westlichen Himmels schimmerte in das kleine Zimmer hinein, wo sie in einem sauberen Bette lag. Ihr Kopf war verbunden, ihre Glieder schmerzten, und sie konnte sich kaum bewegen. Neben dem Bette saß eine alte Dame in schwarzem Merinokleide, die ihr Erwachen mit einem leisen Ausruf der Freude und einer Bewegung der Hand begrüßte, die Paula Schweigen auferlegen sollte. „Sei nur ruhig, Mariechen," flüsterte die Dame im Tone mütterlicher Besorgniß. „Du bist arg geschüttelt, aber der Doktor sagt, es sei nicht gefährlich. Nur Ruhe, Ruhe!"

Paula blickte die alte Dame verständnißlos an, sie begriff nur so viel, daß ihr Leben nicht in Gefahr sei, sie schloß die Augen und lag schweigend da. Dann belauschte sie halb wachend, halb träumend ein Gespräch, sie hörte, wie über sie gesprochen wurde, aber nicht so, als wenn sie selbst damit gemeint sei, sie fühlte sich jedoch zu schwach, um darüber nachzudenken, und schlief wieder ein.

Am nächsten Mittag erwachend, fragte sie die alte Dame: „Sprachen Sie nicht gestern von Fräulein Paula Wentorf? Was ist mit ihr?"

„Todt ist sie; sie war doch mit in Deinem Wagen."

„Das junge Mädchen, das bei mir gesessen hat?"

„Ja, denke Dir nur, das war die Giftmischerin, die den alten Baron Theding umgebracht hat. Die Geschworenen haben sie ja freigesprochen, aber die Strafe Gottes hat sie doch ereilt. Der Kopf ist so zerschmettert, daß man sie nicht erkennen konnte, aber in dem Jackett, das sie anhatte, war ihre Visitenkarte. Der Advokat aus Köln ist schon hier gewesen und hat sie an der Pelzjacke erkannt, und der hat ihre Sachen mitgenommen. Deine Sachen sind hier — daran haben wir Dich ja erkannt."

„Das arme Mädchen!" seufzte Paula, tief bewegt von dem traurigen Loose, das ihre junge harmlose Reisegefährtin betroffen hatte. Sie erfuhr dann weiter, daß man die vielen bei dem Eisenbahnunglück Verwundeten in die nächsten Häuser vertheilt hatte, wobei sie in das Haus eines Steuerbeamten gekommen war. Frau Barbara Tewes aber war von Schloß Altrup herbeigeeilt, als sie Kunde von dem Unglück erhielt, das dem Eisenbahnzuge zugestoßen war, mit dem sie ihre Nichte erwartete.

— — — — — — — — —

Zwei Jahre waren seitdem vergangen, und Paula Wentorf war unter dem Namen Marie Tewes der Liebling aller Bewohner des Schlosses Altrup und des nahen Dorfes geworden.

In langer, schlafloser Nacht hatte damals Paula nachgesonnen, ob sie es verantworten könne, die Verwechslung der Personen aufrecht zu erhalten und unter dem Namen ihrer Reisegefährtin auf Schloß Altrup einzuziehen. Schließlich war es für sie entscheidend gewesen, daß sie mit diesem Unrecht, wenn es eines war, nur Gutes stiftete und keinem Menschen schadete. Unablässig bemüht, gegen Jedermann gut und gefällig zu sein, hatte sie seitdem reichlich den Dank dafür abgetragen, daß es ihr erlaubt war, den Argwohn und die böse Nachrede, welche die Welt an ihren Namen heftete, durch diesen Namenstausch begraben sein zu lassen.

Schloß Altrup, dessen etwa fünfunddreißigjähriger Besitzer, Ulrich v. Sendenthal, seit mehreren Jahren auf Reisen war, barg in seinem Inneren große, seit Jahrhunderten aufgehäufte Kunstschätze und wurde daher häufig von Reisenden besucht. Seit Frau Barbara mit den Beinen nicht mehr recht fort konnte, war es die Aufgabe ihrer Nichte, den Reisenden die Gallerie zu zeigen. So auch heute.

Der Fremde, den sie herumzuführen hatte, war ein stattlicher Mann und kunstverständig, aber eigentlich mißfiel er ihr. Er machte so spöttische Bemerkungen über einzelne Bilder der Ahnengallerie. Diese war endlich erledigt. Aber der Reisende ging noch nicht, sondern fragte: „Wie geht es Frau Barbara Tewes? Kann ich sie nicht sehen?"

„Meine Tante ist leidend und kann nicht vom Sessel aufstehen."

„Wollen Sie mich nicht zu ihr führen? Ich bin ein alter Bekannter von ihr."

Etwas verwundert kam Paula diesem Ersuchen nach, noch mehr staunte sie aber, als der Fremde auf die alte Dame mit dem Ruf zueilte: „Grüß Gott, Barbara! Du kennst mich doch?"

„Mein Gott, Ulrich — gnädiger Herr!" Und fast hätte Barbara, ihre gelähmten Glieder vergessend, den Versuch gemacht, sich von ihrem Sessel zu erheben, um den ganz plötzlich und

unerwartet heimkehrenden Herrn von Schloß Altrup zu begrüßen.

Paula aber war, roth vor Unwillen über die an ihr geübte Täuschung, aus dem Zimmer geeilt. Ihr Unwille hinderte sie jedoch nicht, sofort mit Umsicht und Sorgfalt alle durch die Heimkehr des Herrn erforderlich gewordenen Anordnungen zu treffen.

„Ich habe für den Herrn Baron im rothen Eckzimmer anrichten lassen," meldete sie, wieder in das Zimmer eintretend, wo Baron Ulrich in traulichem Gespräch bei seiner alten Freundin saß.

„Meinen Sie es so böse mit mir, Fräulein Tewes?" scherzte der Baron. „Eben heimgekehrt, soll ich wie ein Einsiedler allein essen? Ich hatte mich so darauf gefreut, hier gemüthlich zu plaudern und in Gesellschaft zu essen."

„Wie der Herr Baron befehlen!" antwortete Paula kühl und wandte sich, um die entsprechende Aenderung anzuordnen. Aber schon war Ulrich an ihrer Seite und hielt sie fest.

„Nicht doch, Kind!" rief er. „Nicht wie ich befehle, sondern wie ich bitte ... Und wenn ich wegen meiner schlechten Scherze von vorhin — ich konnte wirklich nicht widerstehen — um Verzeihung bitte, so werde ich sie doch wohl erhalten? Oder nicht?"

Paula hätte gern noch eine abweisende Haltung beibehalten, aber es war nicht möglich. Der Ton des Schloßherrn war von so herzlicher Liebenswürdigkeit, seine Haltung so entfernt von künstlicher Herablassung und Leutseligkeit, daß sie sich gefangen geben mußte. Sie ging auf seinen Ton ein, und bald war alles Gezwungene aus ihrem Verkehr verbannt.

Das war das erste Zusammentreffen zwischen Paula und Ulrich gewesen, und es war entscheidend für den Verkehr, der sich zwischen Beiden entwickelte.

Einige Wochen verstrichen, und dann errieth Paula aus Ulrich's Blicken, was seine Lippen noch verschwiegen. Innige Liebe sprach aus ihnen, und Paula's Sinne waren für diese Wahrnehmung besonders geschärft, seitdem sie eines Abends, da sie lange mit Ulrich zusammen gewesen war, sich mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen eingestehen mußte, daß sie den Unwürdigen, dem ihre erste Liebe gehört hatte, vergessen habe und in hoffnungsloser Liebe zu dem Manne entbrannt sei, der täglich um sie war, und dem sie keinen der Männer zu vergleichen wußte, die bisher in ihren Gesichtskreis getreten waren.

In hoffnungsloser Liebe! Denn wie konnte sie mit dem dunklen Schatten, der auf ihrer Vergangenheit lag, jemals dem Geliebten angehören?

Das Ende kam schneller, als sie dachte. Es war ein schwüler Sommertag, um dessen Mitte ein schweres Gewitter heraufzog, das in einen trübseligen und ununterbrochenen Landregen auslief. Ulrich war seit dem frühen Morgen in Münster, und so konnte Paula sich eine Freude machen, die sie sich seit der Rückkehr des Schloßherrn nur gönnte, wenn er nicht daheim war. Sie setzte sich an den Flügel und spielte, was ihr durch den Kopf ging, verbunden durch träumerische Akkorde.

Es wurde dunkler, der Regen strömte immer noch nieder, Paula hörte auf zu spielen und schloß das Klavier. Als sie aufstand und sich umwandte, erschrak sie heftig. Baron Ulrich stand vor ihr.

„Verzeihen Sie," sagte er, „daß ich Sie belauscht habe, Marie. Ich konnte mich nicht losreißen."

„Hätte ich gewußt, daß Sie im Hause sind, Herr Baron, so würde ich mir nicht erlaubt haben, in Ihren Zimmern zu spielen."

Er lachte, und das junge Mädchen bei beiden Händen ergreifend und ihr mit forschenden Blicken in das erröthende Antlitz schauend, sagte er: „Marie, wie redest Du? Bist Du nicht Herr in diesen Zimmern wie in meinem Herzen? Weißt Du es denn nicht?"

Sie wollte sich losreißen und konnte nicht. Er hielt ihre Hände fest, und in Worten voll leidenschaftlicher Innigkeit erklärte er ihr, was sie längst wußte, und bat sie, sein Weib zu werden. Einige Sekunden schwankte sie; aber sie durfte in das Paradies, das sich vor ihr öffnete, nicht mehr als einen sehnsüchtigen Blick thun — es mußte ihr verschlossen bleiben für immer.

Sie wies den Baron auf den Unterschied der Stellung hin, der eine Verbindung unmöglich mache — er lachte darüber. Sie sprach von dunklen Schatten, die auf ihr ruhten und es ihr verwehrten, seine Gattin zu werden — er wollte es nicht glauben und spottete ihrer tragischen Miene. Es gehörte fast übermenschliche Kraft dazu, der sonnigen Lebensfreude dieses Mannes Widerstand zu leisten; sie konnte ihm ihre Liebe nicht verhehlen, und als sie sich endlich losriß, hatte sie ihm versprochen, ihm in drei Tagen eine entscheidende Antwort zu geben.

Wieder war sie schwankend geworden, da trat etwas ein, das allem Zögern und aller Unentschlossenheit ein Ende machte.

„Ich erwarte morgen früh Besuch," sagte Ulrich am nächsten Tage, nachdem er Paula mit einem zärtlichen Blick begrüßt hatte, zu Frau Tewes. „Lassen Sie, bitte, zwei Zimmer für ihn herrichten."

„Wird er lange bleiben?" fragte Barbara mit der Ungenirtheit einer alten Dienerin.

„Na, ich hoffe nicht," erklärte Ulrich offen. „Ich habe ihn neulich eingeladen, wir sind alte Schulfreunde, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß Kurt Sebald mir besondere Sympathie einflöße."

Kurt Sebald. Paula wankten die Kniee. Sie eilte hinaus, um allein zu sein und nachzudenken. Aber es gab nicht viel zu überlegen. Kurt würde sie erkennen — sie mußte fort, gleich heute — es gab keinen anderen Ausweg.

Gegen Mitternacht kam ein Zug nach Hannover durch Münster, den wollte sie benützen. Bei ihren Vorbereitungen kam es ihr zu Statten, daß sie schon wiederholt die Nacht bei einer befreundeten Familie in Münster zugebracht hatte; es konnte also nicht auffallen, wenn sie auch heute hineinfuhr und am anderen Morgen zurückzukehren versprach.

Alles verlief, wie sie gewünscht hatte. Als sie den mitgenommenen Brief an Frau Tewes in Münster zur Post gegeben hatte, und nun im Wagen saß, athmete sie tief auf. Sie dachte nicht an die Zukunft, sondern nur an die große Gefahr, der sie zunächst entrinnen müsse. Und diese Gefahr streifte sie noch, als sie in Hannover den Zug verließ. Denn Niemand anders als Kurt Sebald begegnete ihr beim Ausgange aus dem Bahnhof, er mußte ihr jähes Erbleichen bemerkt haben, als sie hastig an ihm vorbeieilte.

Er blieb stehen und sah ihr nach, bis er sie in dem Menschengewühl aus den Augen verlor. „Paula!" murmelte er vor sich hin und war dabei kaum weniger blaß geworden als das Mädchen selbst. „Sie ist doch todt! Sie kann es nicht gewesen sein ... Und doch ... Ich habe nie gedacht, daß noch ein anderes Mädchen auf der Welt solche Augen haben könne."

Noch ganz mit diesen Gedanken beschäftigt, kam Kurt auf Schloß Altrup an und traf den ganzen Haushalt in Bestürzung und Verwirrung über das Verschwinden des jungen Mädchens.

In dem wirren Gerede entdeckte Kurt den ganzen Zusammenhang, und eine eigenthümliche Ahnung stieg in ihm auf. „Hat Deine schöne Marie gewußt, daß ich komme?" fragte er den Schloßherrn.

„Natürlich."

„Beschreibe sie mir einmal," sagte er. „Oder vielmehr, laß mich sie beschreiben. Beschreibungen von Verliebten sind immer sehr unzuverlässig." Und er gab eine getreue Schilderung des schönen Mädchens, die Zug für Zug auf die Nichte der Frau Tewes paßte. Der letzte Zweifel schwand für Kurt, als er erfuhr, unter welchen Umständen Marie in den Haushalt von Altrup eingetreten war.

„Du, laß das Mädchen verschwinden und kümmere Dich nicht weiter um sie," rieth er. „Sie ist schön wie ein Engel, aber von Gemüth ein Teufel. Es ist die Giftmischerin Paula Wentorf."

Der Baron schnellte in die Höhe, und merkwürdig leuchtete es in seinen Gesichtszügen auf; er klingelte ungestüm und rief dem Diener, der athemlos hereingestürzt kam, in der Meinung, es sei ein Unglück passirt, zu: „Lassen Sie ein Pferd satteln, Heinrich, und galopiren Sie, was es laufen will, nach Münster hinein. Sie müssen ein Telegramm besorgen. Schnell, Mensch, sputen Sie sich!"

Er warf in fliegender Hast eine Depesche an Marie Tewes an die von ihr in dem Brief angegebene Adresse auf's Papier und wandte sich dann zu Kurt. „Schau," sagte er noch immer erregt, „hätte ich eine Ahnung gehabt, daß dieser Engel Paula Wentorf ist — nie hätte ich Dich herkommen lassen. Aber es ist vielleicht ganz gut so. Nun, laß Dir einmal eine Geschichte aus Südafrika erzählen.

— — — — — — — — — —

„Bei meinen Irrfahrten durch das Land fand ich eines Tages auf der trostlosen Ebene nördlich am Oranjefluß einen Diamantgräber krank und nahezu verschmachtet am Wege liegen. Ich pflegte ihn wie einen Bruder, konnte aber sein Ende leider nicht abwehren.

Als er sich dem Tode nahe fühlte, richtete er sich auf und sagte zu mir: „Es geht zu Ende mit mir; mich drückt eine große Schuld, die will ich wieder gut machen. Sie kommen nach Deutschland zurück. Sie müssen das Andenken eines armen Mädchens von einem schimpflichen Verdachte reinigen, der ihm anhaftet. Ich heiße Philipp Deveroux. Mein Oheim war ein reicher Mann, jeder seiner beiden Neffen ein armer Teufel. Mein Vetter hatte seine Gunst eingebüßt, weil er sein Herz an ein schönes, aber armes Mädchen hing ... er ward aus dem Hause verwiesen, und ich nahm seine Stelle ein — im Hause wie im Testament des Onkels, doch nicht in dessen Herzen. Ich merkte es an vielen Zeichen, daß mein Vetter Kurt dem Oheim lieb geblieben war. Er hatte das Testament, das Jenen zum Erben einsetzte, nicht vernichtet, obgleich er ein anderes, zu meinen Gunsten, entworfen hatte. Dann ward mein Oheim krank, und eines Tages sagte er zu mir: „Ich kann nicht schlafen, wenn ich daran denke, wie ungerecht Kurt behandelt worden ist. Aber ich werde es wieder gut machen — ihr sollt Beide zu gleichen Theilen erben ... morgen kommt Justizrath Harries ... er wird ein neues Testament machen."

Ich billigte anscheinend dies Vorhaben, aber in mir raste der Dämon der Habgier und des Neides, und der brachte einen bösen Entschluß zur Reife. Das Glück war mir günstig — Theding schickte seine Pflegerin Paula auf einige Augenblicke hinaus und blieb allein. Als sie wieder hineinkam, schlief Theding — einen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachen sollte. Ich hatte, während er in seinen Papieren kramte, eine starke Opiumlösung in seine Medizin schütten können, ohne daß er es merkte. Niemand wußte, daß ich in dem Zimmer gewesen war, aller Verdacht fiel auf Paula Wentorf. Von den Geschworenen wurde sie zwar aus Mangel direkter Beweise freigesprochen, doch Niemand glaubte an ihre Unschuld, die meisten Menschen betrachteten es als ein Gottesurtheil, daß sie am Tage der Freisprechung bei einem Eisenbahnunglück um's Leben kam."

Das war die Geschichte, die Ulrich seinem Freunde erzählte.

Voll innerer Unruhe hatte Paula Stunde um Stunde in ihrem Hotel auf den Briefboten gewartet, den Ulrich's Depesche ihr mit den Worten angekündigt hatte: „Paula Wentorf's Unschuld ist aufgeklärt. Näheres durch Eilbotenbrief. Ulrich."

Der Oberkellner hatte ihr gesagt, der Zug vom Süden komme um fünf Uhr, und ein Eilbotenbrief könne gegen Sechs in ihren Händen sein. Aber der Bote mußte sich diesmal besonders beeilt haben, denn schon eine halbe Stunde früher hörte Paula draußen Tritte und die Stimme des Kellners: „Fräulein Tewes? Zimmer Nr. 24 — bitte hier links — zweite Thür!"

Pochenden Herzens sprang Paula auf, als es an ihre Thür klopfte, und fast vermochte sie nicht „Herein!" zu rufen. Das war aber ein seltsamer Eilbote, der hereinstürmte und ohne Rücksicht auf seinen Begleiter das Mädchen stürmisch in seine Arme schloß.

„O Ulrich — Herr v. Sendenthal!" bat sie tödtlich verlegen, indem sie sich losmachte.

„Wenn ich Dir telegraphirt hätte, ich käme, würdest Du mir am Ende davongelaufen sein. Mein Telegramm hat ja nicht einmal gelogen, nur daß ich selbst den Eilboten in Person gemacht habe. Und hier ist das Schriftstück — lies — doch nein! Laß mich erzählen!"

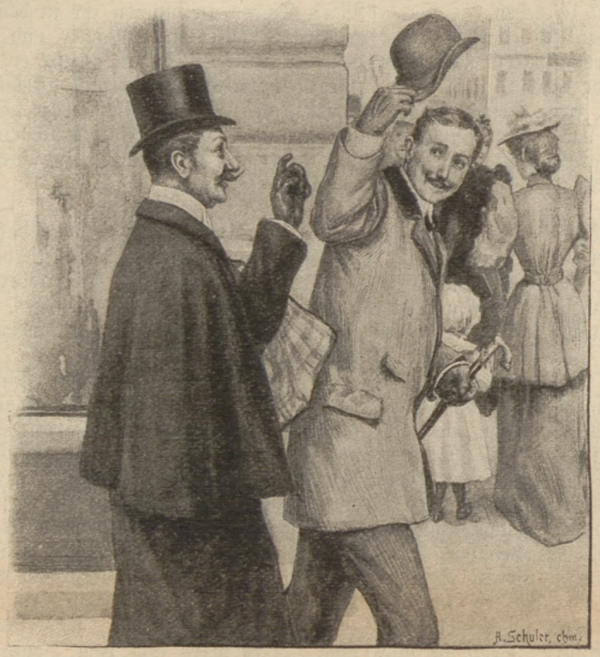
Als Ulrich mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte Paula mit Thränen in den Augen und doch glücklich lächelnd: „Gott sei Dank, nun weiß es doch alle Welt, daß ich unschuldig bin! Armer Philipp! Wie schwer hat er büßen müssen!"

„Kannst Du mir verzeihen, Paula?" fragte da schüchtern Kurt Sebald, der bis dahin schweigender Zuhörer gewesen war. Ulrich hatte während seiner Erzählung kein Auge von Paula, sie keines von ihm verwandt. Kurt war für Beide gar nicht vorhanden gewesen.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Sebald," antwortete Paula, und indem sie ihr glückstrahlendes Antlitz wieder von ihm ab und auf Ulrich wandte, fügte sie hinzu: „Im Gegentheil!"

Das war die einzige Rache, die sie sich gönnte, aber die grausame Bedeutung der beiden kleinen Wörtchen war für Kurt klar. Er begriff, wie die Dinge standen, und ging stumm hinaus.

Humoristisches.



Kostspieliges Warten.

A.: Wohin so eilig?
B.: Ich wollte um fünf Uhr meine Braut in der Konditorei treffen.
A.: Die wird schon einige Minuten warten.
B.: Gewiß; aber neulich habe ich sieben Apfeltörtchen bezahlen müssen.

In der Zerstreuung.

Aber, Herr Professor, Sie haben ja den Hut Ihrer Frau auf dem Kopfe.

— Wahrhaftig! Ich wunderte mich auch schon beim Aufsetzen über die Blumen auf meinem Filz.

Die Welt aber hatte sich kaum von dem Staunen über die auf Ulrich's Betreiben in allen größeren Zeitungen veröffentlichten Enthüllungen des unglücklichen Deveroux erholt, als sie von der Kunde überrascht wurde, daß die unschuldige Heldin jenes Dramas, Fräulein Paula Wentorf, den frohen Tag ihrer ehelichen Verbindung mit Herrn Ulrich v. Sendenthal auf Altrup gefeiert habe.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Sonderbare Ansicht. — Iwan IV., Zar von Rußland, genannt der Schreckliche, erhielt im Jahre 1542 vom König Christian III. von Dänemark, welcher sich dadurch bei ihm beliebt zu machen wünschte, als Geschenk eine Schlaguhr zugeschickt, sandte dieselbe aber sofort wieder mit einem Schreiben zurück, in welchem es hieß: „Ich bin kein Heide, sondern glaube an Gott und will mit solchem Teufelswerk nichts zu schaffen haben." [E. K.]

Schminkeverbrauch. — Ein boshafter Statistiker in Amerika hat berechnet, daß mit der Menge der Schminke, welche allein von den Frauen und Mädchen in Amerika alljährlich verbraucht wird, 37,000 Häuser angestrichen werden könnten, jede dieser Auffrischungen zu 300 Mark gerechnet. [E. K.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 15:
Ist dein Kasten leer, hast auch keine Freunde mehr.

Veränderungs-Räthsel.

1) Lein, 2) Kleid, 3) Sichel, 4) Pfad, 5) Base, 6) Flor, 7) Salber, 8) Zink, 9) Buche, 10) Wall, 11) Braut, 12) Staat, 13) Undine, 14) Ruhe, 15) Bad, 16) Mohr, 17) Rang, 18) Paria, 19) Furche, 20) Hast, 21) Riga, 22) Zahl, 23) Minne, 24) Regen, 25) Hagen, 26) Kasser, 27) Gram, 28) Faschine, 29) Thal, 30) Huf, 31) Rost, 32) Bora.

Jedes dieser Wörter soll dadurch in ein anderes verwandelt werden, daß man seinen Endlaut mit einem der Buchstaben **a, d, d, d, e, e, e, e, g, g, h, i, i, l, l, m, n, n, n, r, r, s, s, s, t, t, t, t, n, n, n** vertauscht. Sind die neuen Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Endbuchstaben, in der oben angegebenen Reihenfolge gelesen, einen Ausspruch von Matth. Claudius.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösungen von Nr. 15:

des Räthsels: Will kommen, Willkommen; des Logogriphs: Flosse, Flotte.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.